

# Meine afrikanische Seele

Sinnliches Denkgedicht: „N – The Madness of Reason“ im **FORUM**

Erst ist der Mann ein Schemen in einem Bett, den Blicken entzogen hinter Moskitonetzen; und eine Frau, auch sie kaum mehr als eine Silhouette hinter Gaze-schleiern, deckt den Körper mit einem Leichtentuch zu. Später ist der Mann, für Sekunden, als Fotografie zu erkennen, braunstichige Illustration eines Nachrufs in einer verblichene Zeitung. Sonst aber bleibt er unsichtbar; erklingt nur als sanfte, müde Stimme jemandes, der zwischen Leben und Tod wandert, der unerlöste Geist eines Menschen.

Der 82-jährige Schauspieler Michel Lonsdale spricht einen Text des nigerianischen Dichters Ben Okri, und das gemeinsame Wörterwerk, zu einer faszinierenden Meditation verdichtet, gilt der Hommage auf einen nahezu unbekanntem Franzosen, Raymond Borremans. Mit Anfang zwanzig, 1929, brach er nach einer gescheiterten Liebesbeziehung aus Europa nach Afrika auf und verbrachte dort sein ganzes Leben. Über Marokko und die Sahara reiste er durch Westafrika, bis er sich in der Elfenbeinküste niederließ; er verdingte sich als Banjospieler für Feste weißer Siedler, tingelte mit einem mobilen Kino durch die Dörfer der Savanne und sammelte lebenslang Geschichten und Material für eine große Enzyklopädie Afrikas. Den ersten Band seines Kontinentallexikons – er reicht von A bis M – konnte er noch veröffentlichen, 1986, zwei Jahre vor seinem Tod.

„N – The Madness of Reason“, Peter Krügers zwischen Fiktion und Dokumentation oszillierender Essay, hat selber, in sehr freier Annäherung an dieses ungewöhnliche Leben, etwas Enzyklopädisches. Er sucht Schauplätze aus dem Leben und Wirken Borremans' auf, transzendiert sie durch Musik und Dichtung,

**Als junger Mann verließ er Europa für immer: der Forscher Raymond Borremans**

greift bis in die kaum vergangene Bürgerkriegs-Gegenwart der Elfenbeinküste aus und lässt dabei die Stilmittel üblicher Biopics weit hinter sich. In seinen Mono- und Dialogen ergründet er die Spannung zwischen europäischem Denken und afrikanischer Kultur, zwischen romantischer Projektion und roher Politik, ohne dabei je hyperabstrakt zu wirken oder jemandes Position zu denunzieren. Weitgehend unchronologisch, geradezu verspielt scheint Krügers Montage den Impulsen aus eigener Sinnlichfreude zu folgen – unversehens einen sich die Welten.

Einmal gleitet die Kamera über einen riesigen grünen Fluss. „Was siehst du?“, fragt die schwarze Frau, die die Stimme des Borremans-Geistes begleitet. „Den Niger“, sagt der Enzyklopädist. „4180 Kilometer lang.“ Darauf die Frau: „Ich sehe die Mutter Faro, Göttin des Flusses.“ Oder einmal er: „Definieren, das war mein ganzes Leben.“ Und sie, später: „Du warst immer allein.“ Darauf er: „Die Einsamkeit war mein Laboratorium.“ Und dazu Bilder des Hauses in Grand Bassam, in dem seine Bibliothek stand: längst eine Ruine an sandiger Vorstadtstraße, im ummauerten Hof ein Brackwasserbrunnen, und die Fensterläden vergammeln.

Poetisch und philosophisch, ein Denkgedicht, ist diese Bilderreise des 1970 geborenen belgischen Regisseurs mit fern-norddeutschen Wurzeln. Man lernt darin, anstrengungslos, indem man sieht und hört. Vor allem aber evoziert „N – The Madness of Reason“ magisch jenen imaginierten Zwischenzustand bloßer Zeugenschaft Verstorbener, bevor sie in eine andere Welt übergehen. Vernunft und Wahn sind darin, wie im Traum, kein Widerspruch mehr. Wahrscheinlich ist es dem Zauber von Michel Lonsdales Stimme zu verdanken: Für einen Augenblick will es scheinen, als gäbe es nichts Schöneres als eine erlöste Seele, die sich in Wind verwandelt. JAN SCHULZ-OJALA

— 8.2., 19.30 Uhr (Cinemaxx 9.2.), 13.45 Uhr (Cinestar) 10.2., 14 Uhr (Delphi), 15.2., 17.15 Uhr (Arsenal)



18 Jahre hat er zuletzt wegen Mordes an einem Polizisten im Gefängnis gesessen. Nun will er in Texas neu anfangen: William Garnett (Forest Whitaker). Ein uraltes Motorrad gehört zur neuen Freiheit dazu. Foto: Berlinale

# Der Verfluchte

Ex-Häftling trifft seine Dämonen: „La voie de l'ennemi“ im **WETTBEWERB**

VON SEBASTIAN HANDKE

Was für ein greller, wütender Anfang. In einer Wüste, vor dem roten Gegenlicht der sinkenden Sonne, zieht ein Mann den leblosen Körper eines anderen auf eine Anhöhe. Und schlägt ihm dann wütend, aber fast rituell mit einem Stein ins Gesicht. Einmal. Noch mal. Und noch einmal.

Dieser Anfang, man ahnt es, ist das Ende. Das Ende der Geschichte von William Garnett (Forest Whitaker), nach 18 Jahren Haft auf Bewährung entlassen. Im Knast fand er zum muslimischen Glauben, nun will er – unter der strengen Aufsicht seiner Bewährungshelferin (großartig: Brenda Blethyn) – ein anderes Leben anfangen. Doch die alten Dämonen warten schon: Der Sheriff (Harvey Keitel) will ihm den Mord an seinem Deputy nicht verzeihen. Und der Gangster (Luis Guzman) will wieder Geschäfte machen.

„La voie de l'ennemi – Two Men in Town“ ist ein Remake von „Endstation Schafott“ (1973) mit Alain Delon und Jean Gabin, ein Film, der nicht gut gealtert ist. Allzu sehr wird die Klage gegen

das Justizsystem darin ausbuchstabiert. Dennoch liegt die Wahl nahe: Auch Rachid Bouchareb verbindet gerne politische Themen mit Genre-Elementen. Die reizvolle Entscheidung aber, das Geschehen ins Grenzland zwischen USA und Mexiko zu verlegen, zielt in eine andere Richtung: In der Weite von New Mexico will Bouchareb offenbar das Archaische, das Allgemeinmenschliche aus dieser Geschichte herausarbeiten.

Bouchareb zeichnet die Figuren sorgfältig, gibt ihnen gerade genug Vorgeschichte, damit sie glaubhaft werden. Aber Sorgfalt ist zugleich das Problem. Alles in „La voie de l'ennemi“ ist akkurat hingezirkelt. Wenn man biblisch werden will, wie die Szene am Anfang suggeriert, dann braucht es natürlich Zwangsläufigkeit. Aber diese Zwangsläufigkeit darf nicht das Korsett eines Drehbuchs sein, in dem alles seinen zugewiesenen Platz hat – und behält. Sie muss Tempo aufnehmen, einen Sog entwickeln – und sie braucht auch mal einen dummen Zufall, damit überhaupt so etwas wie Tragik aufkommen kann.

Auch die Dialoge stehen allzu offensichtlich im Dienste eines reibungslo-

sen Handlungsablaufs. Nicht ein einziges Mal wurde Williams von seiner Mutter im Knast besucht, seine Briefe hat sie nie gelesen. Aber kaum taucht er in ihrem armseligen Vorgarten auf, ist sie zur Aussprache bereit. Hier hätte Bouchareb die Zeit, die er anderswo ohne Grund verschwendet, gut verwenden können.

Den Darstellern hätte man einen besseren Drehbuch gewünscht, sie machen ihre Sache sehr gut. Forest Whitaker ragt heraus als ein Mann, der offenbar schon vor dem Knast nicht in die Welt passte und dennoch fest daran glauben will, ein ruhiges Plätzchen zu finden. Wenn er spricht oder geht, selbst wenn er lächelt, sieht es aus, als ob er noch übe; seine Wut kann er gerade so im Zaun halten, wenn er sich an seine Gebetskette klammert. Whitaker liefert das, was „La voie de l'ennemi“ leider fehlt: die leise Wucht eines Naturereignisses.

— 7.2., 19 Uhr (Berlinale-Palast), 8.2., 9.30 Uhr (Haus der Berliner Festspiele), 12 Uhr (Friedrichstadt-Palast) und 21 Uhr (Friedrichstadt-Palast)

In KÜRZE

**FORUM**  
**Düstere Flüchtlingshilfe:**  
**„Kumun tadi – Seaburners“**

Gleich in der Eröffnungssequenz liegt eine Leiche am Strand, die irgendwie kaum überrascht, weil das Meer in den düsteren Ouvertürebildern so gewalttätig aussieht. An die wintergraue Schwarzmeerküste klammert sich ein kleiner türkischer Ort. Gehezt wirkende Menschen tauchen hier auf und gleich wieder unter, um im Verborgenen auf Boote zu warten, die sie illegal nach Europa bringen. Hamid, der Fluchthelfer, wirkt fast noch verzweifelter als seine Kunden, vielleicht weil er bleiben muss, während sie verschwinden. Wenn er in den Nächten eine britische Biologin trifft, sieht das Zusammenspiel ihrer Körper nicht aus wie Sex, eher wie ein mechanisches Verfahren zur Wärmezeugung, mit ziemlich hohem Energieverlust.

Was Hamid beruflich macht, weiß die Frau nicht, sie ahnt bloß, dass sie belogen wird. Als sie am Ende mit ihm bricht, stürzt sich Hamid in eine Verzweiflungstat – mit katastrophalem Ausgang. Wirklich sympathische Figuren kommen nicht vor in diesem Düsterdrama, nur unterschiedliche Arten von Berechnung. So schwer es ist, diesen intensiven Debütfilm zu mögen, so schlecht kann man ihn vergessen. JENS MÜHLING

— 8.2., 15 Uhr (Cubix 7), 10.2., 22 Uhr (Cinestar 8), 15.2., 22 Uhr (Cinestar 8)

\*\*\*

**FORUM**  
**Weltreise durch die Architektur:**  
**„Airstrip – Aufbruch der Moderne“**

An manchem Forums-Urgestein sind die neuen Zeiten längst vorbeigezogen. Andere Stammgäste sind immer noch höchst agil. Der wohl standhafteste und fleißigste ist Heinz Emigholz, der schon 1975 als Endzwanziger im damals noch ganz frischen Forum debütierte. Bis heute arbeitet der letztes Jahr emeritierte Professor für Experimentelle Filmgestaltung an der Berliner UdK auch frei im künstlerischen Bereich: Die letzten zwanzig Jahre unter anderem an der Serie „Photographie und jenseits“, deren einzelne Stücke als ebenso wortkarg wie visuell prägnant gestaltete Filmesays weitab jeder Fernsehproduktions-Hervorbringung menschlicher Weltgestaltung vorstellen – allen voran die Baukunst und ihre Schöpfer wie zuletzt Adolf Loos, Pier Luigi Nervi oder Louis Sullivan.

Jetzt kommt die Serie nach über achtzig Episoden zu ihrem Abschluss mit einer Arbeit, die als Weltreise durch die Architekturgeschichte von Begas' Neptunbrunnen bis zur lateinamerikanischen Moderne erst ganz emigholz-üblich aussieht. Doch dann kommen mit der (auch) verbalen Evokation des letzten Weltkriegs und einiger seiner Hauptkampfpunkte im Pazifik ungewohnt direkte Töne dazu. Nicht immer mit Gewinn. Denn so auf den Punkt gebracht klingen einige der vom Kommentar gelegten Argumente und Verbindungslinien doch arg verkürzt und manchmal gar platt. Schade. SILVIA HALLENLEBEN

— 8.2., 19.30 Uhr (Arsenal 1), 9.2., 22 Uhr (Cinestar Imax), 14.2., 16.30 Uhr (Cinestar), 15.2., 21.15 Uhr (Delphi)

**PANORAMA**  
**Ein Paar, gemeinsam allein:**  
**„Arrête ou je continue“**

Die Ehe von Pomme und Pierre verläppert irgendwo zwischen Schweigen und Nörgelei. Als der Champagner am Hochzeitstag nicht kalt ist und die Flasche im Schockgefrierfach platzt, serviert Pierre triumphierend klumpige Splitter. Sie registriert sein Geplauder mit der Nachbarin, er fragt nicht nach ihrem großen Sohn. Nicht mal der Personal Trainer kann die beiden vor dem Katzenjammer bewahren. Mathieu Amalric gibt überzeugend den gestauchten Choleriker, Emmanuelle Devos' Mund mimt abgründige Smiles.

Das Schema eines dialogstichigen Ehekriegs interessiert die Regisseurin Sophie Fillières indes nicht. Ihr Paar im besten Alter scheint doch wenigstens an der intimen Zweisamkeit mehrtägiger Wandertouren festzuhalten, aber schon bei Fragen der Verpflegung bricht der Frust wieder durch. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis sich Pomme in die Büsche schlägt. Siehe da, die Vorräte reichen, die innere Peilung stimmt. Was aus Trotz begonnen hat, wächst sich zu einer wundersamen meditativen Begegnung mit dem Alleinsein aus. Sophie Fillières erzählt eine charmante Variante des Genres Pilgerfilm, indem sie Pomme bei Tiefdruckwetter in einer weiten Kreisbewegung durch den Wald auf den Weg zu sich selbst schiebt. CLAUDIA LENSEN

— 8.2., 14.30 Uhr (Cubix 9), 10.2., 20 Uhr (International), 11.2., 12.30 Uhr (Cinemaxx 7), 12.2., 17.00 Uhr (Cubix 9), 14.2., 22.30 Uhr (Colosseum 1)

\*\*\*

**FORUM**  
**Ausgebleichte Großstadtseelen:**  
**„The Man in the Crowd“**

Filmbilder wie Polaroids, leicht ausgebleicht, quadratisch mit abgerundeten Ecken: Das ungewohnte Format schärft die Sinne. „The Man in the Crowd“ – der Mann in der Menge, frei nach Edgar Allan Poe – bewegt sich durch die Menschenmassen auf den Straßen von Belo Horizonte, er löst sich auf in der Stadt. Juvenal (Paulo André) ist Zufahrer in der brasilianischen Metropole, ein Alleingänger, der zu Hause ein Wasserglas, einen Löffel, ein Radio besitzt und einen Balkon vor großen schmutzigen Fenstern. Das Rattern der Züge gründiert seine Schweigsamkeit.

Kollegin Margo (Sílvia Lourenco) mag seine Pünktlichkeit, auch sie lebt ein reduziertes Leben, chattet mit Fremden, während der Vater akkurat Bleistifte spitzt. Sie verlobt sich mit einer Internet-Bekanntheit, bittet Juvenal, Trauzeuge zu werden, kommt zu ihm nach Hause. Das bringt ihn aus dem Trott, er hat doch nur ein Glas. Gezielte Unschärfen, Punktsymmetrie und die auratische Schönheit der monochromen Farbgebung machen die Quadratformen des Regie- und Künstlerduos Marcelo Gomes und Cao Guimaraes zu Röntgenaufnahmen der Einsamkeit. Ein Film, so befremdlich und scheu wie seine Protagonisten, zwei verlorene Großstadtseelen, die sich auf ihre Weise nähern. CHRISTIANE PEITZ

— 8.2., 14.30 Uhr (International), 10.2., 22.30 Uhr (Cinemaxx 7), 11.2., 20.15 Uhr (Cinestar 3), 12.2., 22.30 Uhr (Cubix 7 & 8)

# Guerillas im Nebel

**PERSPEKTIVE** Das Berliner Filmkollektiv „Schattenkante“ steht auf Horror – und schuf den herrlich trashigen Film „Der Samurai“

Der einsame Krieger kommt aus dem Wald. Er trägt ein weißes Kleid zum waldenden blonden Haar und ist mit einem Schwert bewaffnet. Er hinterlässt eine Schneise der Verwüstung, köpft Gartenzwerge und bald auch Menschen. Und dennoch fühlt sich der schüchterne Dorfpolizist Jakob seltsam hingezogen zu diesem wölfisch grinsenden Finsterling. „Der Samurai“ von Regisseur Till Kleinert ist ein freudianisch aufgeladener, trashiger Horror-Thriller, den man einem hiesigen Talent so kaum zugetraut hätte. Die Geschichte der entfesselten Bestie sprengt mit ihrer wilden Fantasie den Vorgartenhorizont der meisten deutschen Produktionen.

Das mag daran liegen, dass hinter diesem Film ein Kollektiv steht. Es nennt

sich „Schattenkante“ und besteht aus der Produzentin Anna de Paoli sowie den Regisseuren Linus de Paoli und Till Kleinert. Zusammengefunden haben sie sich während des Studiums an der DFFB. Zunächst mal wegen gemeinsamer Filmvorlieben: „Till und ich wurden von manchen etwas abschätzig die Comic- und Horror-Fraktion genannt“, amüsiert sich Linus de Paoli. Vor allem aber teilten sie das Bedürfnis nach einem künstlerischen Austausch, der sie weiterbringen könnte als der gängige Einzelkämpferweg. „Vernichtendes Feedback kann man sich an der Filmhochschule von vielen Seiten abholen“, so Kleinert. „Wichtig ist, dass man sich die Leute aussucht, von denen man Kritik wie Lob wirklich annehmen will.“

Seit 2005 existiert das Kollektiv, dem ursprünglich noch zwei weitere Kommilitoninnen angehörten. Die Devise lautete dabei von Beginn an: „Volle Kraft in ein Projekt“, beschreibt Anna de Paoli, anstatt mehrere „Eisen im Feuer“ zu haben. Als Kleinert während des Studiums seinen Film „Cowboy“ realisierte, war Linus de Paoli als Regieassistent am Set und stellte dafür eigene Vorhaben hinten. Umgekehrt half Kleinert, als de Paoli „The Boy who wouldn't kill“ inszenierte. Seine Freundin Anna (die denselben Künstlernamen trägt) war als kreative Produzentin durchweg an der Stoffentwicklung beteiligt. „Der Beweis“, sagt sie, „dass Produzenten an der Filmhochschule nicht einfach Produktionsleiter mit etwas mehr Entscheidungsbefugnis sein müssen.“ Beide Kurzfilme wurden mehrfach prämierte Festivalerfolge.

Versuche, das künstlerische Egotropium an Filmschulen zu unterlaufen, gab und gibt es in Deutschland und anderswo immer wieder. Ein Beispiel ist die österreichische Independent-Initiative „coop99“, die unter anderem von den Filmemacherinnen Barbara Albert und Jessica Hausner gegründet wurde. Auch das „X-Filme“-Team um Tom Tykwer, Wolfgang Becker und Produzent Stefan Arndt ist ja mal mit dem Anspruch gestartet, der neue Filmverlag der Autoren zu werden.

Wie weit der Glaube an die eigene Kunst tragen kann, hat nicht zuletzt Linus de Paolis Abschlussfilm „Dr. Ketel – Der Schatten von Neukölln“ bewiesen. Unter anderem wirkt darin die wunderbare Amanda Plummer mit. Die hatten

die Jungfilmer als Juryvorsitzende auf einem spanischen Fantasy-Festival kennengelernt. Der vom „Schattenkante“-Enthusiasmus ernsthaft entflammte Hollywoodstar ließ sich per Economy Class einfliegen und stand vier Wochen praktisch ohne Gage vor der Kamera. „Dr. Ketel“ ist bemerkenswertes, hochartifizielles Kino geworden.

Freilich, es gibt auch die Schattenseiten der „Schattenkante“. Spätestens seit dem zähen Ringen um die Finanzierung des „Samurai“, Kleinerts Abschlussfilm, sind die DFFB-Absolventen in der Realität ihrer Branche angekommen. Da hören sie, als es um eine mögliche Senderbeteiligung ging, ihr Projekt sei mit den „öffentlich-rechtlichen Geschmacksvor-

gaben“ unvereinbar. Vielleicht, weil am Ende ein erigierter Schwanz zu sehen ist? Da mussten sie zwei Wochen vor Drehbeginn eine Budgetlücke von 30.000 Euro schließen, weil die Förderung vom Medienboard geringer ausgefallen war als benötigt. Und nicht zuletzt ist aus dem Kollektiv mittlerweile auch die Produktionsfirma „Schattenkante“ geworden. Was pragmatischen Zwängen folgt – und mit höherer Verantwortung und eigener Haftung verbunden ist. „Der Kampf besteht darin, den Idealismus ins bestehende System zu retten“, sagt Linus de Paoli. PATRICK WILDERMANN

— 8.2., 23 Uhr (Cinemaxx 1), 12.2., 23 Uhr (Cinemaxx 1)

**Kritiker punkten für den Goldenen Bären**

**Die Bewertungen:**

- ausgezeichnet
- gut
- annehmbar
- schwach
- sehr schlecht



	Susanne Ostwald NZZ	Daniel Sander SPIEGEL	Dominik Kamalzadeh STANDARD	Tobias Kniebe SZ	Katja Nicodemus ZEIT	Jan Schulz-Ojala TAGESSPIEGEL
<b>The Grand Budapest Hotel</b>	●●●	●●●	●●●	●●●	●●●	●●●
<b>'71</b>	●●	●●	●●	●●	●●	●●
<b>Jack</b>	●	●	○	○	●	●
<b>La voie de l'ennemi</b>	●	○	—	○	○	●●

Fotos: Privat (3), Promo (2), Rückeis

Tsp/Bartel



Kampf den Gartenzwerge. Die Kollektiv-Filmemacher Till Kleinert, Anna und Linus de Paoli (von links) haben mit „Der Samurai“ einen freudianisch aufgeladenen Horror-Thriller geschaffen, wie er in Deutschland selten gewuppert wird. Foto: Georg Moltz